

ASTRID VON SCHLACHTA

Marion Kobelt-Groch (1955-2018)

Vom „Spürsinn für bislang unentdeckte Details“ in der Geschichte

Würde man diesen Nachruf aufbauen wie eine der vielen, in Bibliotheken überlieferten frühneuzeitlichen Leichenpredigten, die Marion Kobelt-Groch mit Begeisterung erforschte, müsste hier zunächst eine geistliche Betrachtung stehen, die das Leben der Verstorbenen in die allgemeinen Zeitumstände einordnet. Danach würden das „Ehrengedächtnis“ oder die „Personalien“ folgen, mit dem Lebenslauf und einer Darstellung der familiären Beziehungen. Den Schluss würden eine Abdankungsrede, die häufig noch im Trauerhaus gehalten wurde, sowie die „Epicedien“ bilden, also Trauergedichte von Freunden oder Personen, mit denen die Verstorbene in näherer Verbindung stand. Man kann sich ausmalen, was für vorzügliche Quellen diese frühneuzeitlichen Leichenpredigten sind, um etwas über das Leben in vergangenen Epochen zu erfahren.

Nun, die folgende Würdigung des Lebens einer sehr breit aufgestellten Historikerin orientiert sich nicht an diesen frühneuzeitlichen Leichenpredigten, obwohl es der wissenschaftlichen Leistung von Marion Kobelt-Groch, die im November 2018 verstarb, gerecht würde. Schließlich richtete sich ihr Interesse immer wieder auf Quellen, die lange vernachlässigt waren, aber über eine hohe Aussagekraft verfügten, und über die man einen manchmal etwas anderen Einblick in die Vergangenheit bekam – was auf die Leichenpredigten zutrifft. Sich das Besondere, aber Aussagekräftige herauszusuchen, mit den Quellen selbst zu arbeiten und sich nicht nur auf Sekundärliteratur zu stützen sowie einen möglichst ganzheitlichen Blick in die Lebenswirklichkeit früherer Zeiten zu werfen – dies kennzeichnete die Arbeit von Marion Kobelt-Groch. So scheute sie auch nie den Weg in die Archive, um selbst nach weiteren Quellen zu suchen. Es ging ihr darum, wie sie in der Vorstellung ihrer Dissertation in den *Mennonitischen Geschichtsblättern* 1990/91 schreibt, einen „Spürsinn für bislang unentdeckte Details und entstellende Verzerrung“ zu entwickeln, um tiefer in die Geschichte einzutauchen (*Mennonitische Geschichtsblätter* 47/48, 1990/91, S. 156).

Und manchmal leitete eine Leichenpredigt sogar über in jenes Forschungsfeld, das die Leserinnen und Leser der *Mennonitischen Geschichtsblätter* vermutlich eher mit Marion Kobelt-Groch in Verbindung bringen, nämlich die Geschichte der Täufer. Unter dem Titel

„Feindbilder in Leichenpredigten“ arbeitete sie 2010 in einem Aufsatz heraus, dass lutherische Leichenprediger bei der Beerdigung kurz nach der Geburt und deshalb ungetauft verstorbener Kinder rasch in den Verdacht kommen konnten, täuferische Kinder zu beerdigen. Darauf lässt der manchmal in den gedruckten Leichenpredigten zu findende Hinweis schließen, das ungetauft verstorbene Kind hätte eigentlich getauft werden sollen.

Am Anfang ihrer wissenschaftlichen Karriere beschäftigte sich Marion Kobelt-Groch mit der Zeit des Bauernkriegs und mit zwei utopischen Gesellschaftsentwürfen – der *Neuen Wandlung* von Hans Hergot und der *Tiroler Landesordnung* von Michael Gaismair. Beide Schriften entwarfen Modelle einer christlichen Gesellschaft, die vor allem von Gemeinnutz und Gerechtigkeit bestimmt waren. In ihrer 1991 fertiggestellten Dissertation widmete sich Marion Kobelt-Groch dann Frauen im Bauernkrieg und in der Täuferbewegung. Auf diesem Gebiet gehörte sie zu den Pionieren, denn vor ihren Forschungen war diese Episode der Geschichte ein weitgehend unbeschriebenes Blatt. Es ist ihren Arbeiten zu verdanken, dass sichtbar wurde, wie „erwartungsfroh, politisiert und radikal denkend“ Frauen in der Reformationszeit „zu neuen Ufern aufbrachen und sich für ihren als recht empfundenen Glauben und eine bessere Welt einsetzten“ (Marion Kobelt-Groch, *Aufsässige Töchter Gottes*, Frankfurt/New York 1993, S. 164). Auch wenn in den Quellen stets vom „gemeinen Mann“ die Rede war – die Gesellschaft des 16. Jahrhunderts begriff darunter immer auch die Frauen, die an vielen Aktionen beteiligt waren und ihre Handlungsspielräume einnahmen.

Marion Kobelt-Groch gab manch bislang unbekannter Frau ein Gesicht. Etwa jener Petronella aus Holdenstedt im Harz, die sich in den 1530er Jahren von ihrem Mann trennte, da dieser ihren täuferischen Glauben nicht annehmen wollte. Oder Hille Feicken aus Münster, deren Geschichte zwar in den Quellen auftaucht, in der Forschung jedoch weitgehend vergessen wurde. Wie die alttestamentliche Judith, die Holofernes, den Belagerer ihrer Heimatstadt, bei einem nächtlichen Stelldichein überlistete und ermordete, sah sich auch Hille Feicken 1534 berufen, aus der belagerten Stadt Münster auszuziehen, um Fürstbischof Franz von Waldeck zu töten. Hille Feicken war allerdings nicht der gleiche Erfolg beschieden wie Judith; Franz von Waldeck blieb am Leben und Judith wurde durch die bischöflichen Obrigkeiten vor den Toren Münsters enthauptet. Die Geschichte fesselte die Forscherin Marion Kobelt-Groch, und so begab sie sich auf die Spuren der Judith-Geschichte und ihrer Verarbeitung über die Jahrhunderte hinweg. Daraus entstand

schließlich ihre Habilitation: *Judith macht Geschichte. Zur Rezeption einer mythischen Gestalt vom 16. bis 19. Jahrhundert* (2005).

Und es waren weitere Pionierinnen, die das Interesse von Marion Kobelt-Groch fanden. Etwa die Emder Mennonitin Antje Brons, die im 19. Jahrhundert als angesehene Bürgerin eine sehr eigenständige literarische und wissenschaftliche Tätigkeit entwickelte. Sie war die erste Frau, die sich mit der Geschichte der Täuferbewegung beschäftigte. Und man könnte sie fast auch als „ersten Historiker“ bezeichnen, denn so umfassende Arbeiten, wie Antje Brons sie vorlegte, gab es aus mennonitischer Hand zu dem Zeitpunkt noch nicht allzu viele. 1884 erschien ihr Buch *Ursprung, Entwicklung und Schicksale der Taufgesinnten oder Mennoniten, in kurzen Zügen übersichtlich dargestellt von Frauenhand*, das sich bis heute in vielen mennonitischen Haushalten findet – wobei es sehr bezeichnend für den Geist der Zeit ist, dass das Buch anonym erschien.

In einem Aufsatz untersuchte Marion Kobelt-Groch 2010 Antje Brons' Gedanken zur Kindererziehung. Sie zeigt die Emderin als wache Zeitgenossin, der die Entwicklung der Mennoniten sowie die Durchsetzung bürgerlicher Ideale und einer umfassenden Bildung ein Anliegen waren. Unter anderem förderte Antje Brons die Weierhöfer Schule und verfasste zum 25-jährigen Jubiläum des Erziehungsvereins eine Festschrift, die sie unter dem Titel „Gedanken und Winke über die Frage, wie wir das Wohl unserer Kinder fördern können“ vorlegte. Ihr ging es vor allem darum, junge Menschen zu befähigen, „mit Freiheit und Besonnenheit und richtiger Einsicht das Rechte, Gute und Wahre“ zu tun. Die jungen Leute sollten auf dem Boden christlich-mennonitischer Grundsätze erzogen werden, um einen festen Charakter zu erhalten, der ihnen half, den Versuchungen des Lebens zu widerstehen. Zu den wesentlichen Eigenschaften, die in der Schule vermittelt werden sollten, zählten für Antje Brons Gerechtigkeitsgefühl, Höflichkeit, Wohlständigkeit, Selbstlosigkeit, die Fähigkeit sich in andere hineinzuversetzen und Bewunderung zu empfinden sowie Pflichterfüllung, Mut und der sorgfältige Umgang mit der Zeit. Es war der Historikerin Marion Kobelt-Groch stets ein Anliegen, die Motivationen hinter dem Handeln der historischen Akteure sichtbar zu machen.

Ihren letzten, 2018 postum erschienenen Aufsatz widmete Marion Kobelt-Groch der Kraichgauer Mennonitin Christine Schmutz, die sich im 19. Jahrhundert immer wieder sehr kritisch zu den Entwicklungen unter den Mennoniten geäußert hatte. Enttäuscht vom starren, wenig

tiefgründigen und von Äußerlichkeiten geprägten Leben der Mennoniten wandte sich die literarisch sehr aktive Kraichgauerin der Tempelgesellschaft zu. Es war sicherlich kein Zufall, dass Marion Kobelt-Groch sich für die Biografie von Christine Schmutz interessierte, denn auch sie war immer jemand, der Grenzen überwand, verschiedene Geistesrichtungen vereinte und gesellschaftliche Entwicklungen kritisch beobachtete. Als Nicht-Mennonitin war sie 26 Jahre im Redaktionsteam der *Mennonitischen Geschichtsblätter* und damit auch im Vorstand des Mennonitischen Geschichtsvereins. 1993 hatte sie ihre Tätigkeit bei den *Geschichtsblättern* aufgenommen, unter anderem in Zusammenarbeit mit ihrem Doktorvater Hans-Jürgen Goertz, und sie blieb bis 2017 dabei.

Doch diese Arbeit bedeutete trotz aller Begeisterung, historische Forschung einer breiten Leserschaft vermitteln zu können, nicht nur Freude. Als eine Person, die Sprache und das geschriebene Wort liebte, konnte Marion Kobelt-Groch sich leidenschaftlich empören über Aufsätze, die sehr unfertig und sprachlich schwach an das Redaktionsteam gesandt wurden. Viel Zeit investierte sie in die redaktionelle Arbeit, redigierte unermüdlich und machte so aus sprachlichen Skeletten fertige, lesbare Filetstückchen. Mit ihrem Denken auch mal „gegen den Strich“ und ihrer erfrischenden Art brachte Marion Kobelt-Groch den nötigen Wind in manche Runde, die drohte, zu sehr „im eigenen Saft zu schmoren“. Sie hatte eine unermüdliche Energie, die ihr letztendlich auch half, ihr Arbeitspensum trotz der jahrelangen Krankheit zu erhalten. Und es prägte ihren Charakter, dass sie mit einer sprichwörtlichen Zuverlässigkeit immer dann zur Stelle war, wenn Not am „Mann“ war.

Über die Grenzen hinaus blickte sie auch in „ihrer“ Rubrik „Mennoniten in der Literatur“, die sich allmählich in den *Mennonitischen Geschichtsblättern* etablierte. Hier ging es um Geschichte in ihrer kulturellen Bedeutung, um die Täufer in ihrer Bedeutung für die kulturell interessierte Öffentlichkeit. Marion Kobelt-Groch wurde zur Spezialistin für Literatur, in der die Täufer eine Rolle spielen. Ob Jörg Wickrams Romane im 16. Jahrhundert, Täufer-Sagen, Ernst von Wildenbruchs Theaterstück *Der Mennonit*, Illa Andreaes *Hille und der Droste* oder Jürgen Kehrsers Roman *Wilsberg und die Wiedertäufer* – sie fanden alle ihren Weg in die *Mennonitischen Geschichtsblätter*. In ihren letzten Jahren widmete sich Marion Kobelt-Groch schließlich intensiv dem Werk und Leben des österreichischen Schriftstellers Leopold von Sacher-Masoch.

Mit ihrem Interesse für Kultur und Literatur, das sich auch in ihrer Sammelleidenschaft, unter anderem von ethnischem Schmuck, zeigte, hatte Marion Kobelt-Groch noch etwas von der Universalität alten Gelehrten-daseins, das im spezialisierten Universitätsbetrieb heutiger Zeiten verloren zu gehen scheint. Vielleicht war sie deshalb auch eine profunde und unermüdliche Kritikerin eines Universitätssystems, das Wissenschaftler zwar gerne bis zur Habilitation führt, dann jedoch schnell durch die Netze aller möglichen Beschäftigungsverhältnisse fallen lässt.

Mit Marion Kobelt-Groch verliert die täuferische Forschung eine belebte und stets neugierige Zeitgenossin, die den Blick unbeirrt über die Grenzen hinaus richtete ... und der es Freude bereitete, historische Sachverhalte zu vermitteln. Darüber hinaus verfügte sie über eine Gabe, die nicht jedem Historiker und jeder Historikerin gegeben ist – mit Sprache zu spielen und diese variantenreich einzusetzen. Man las ihre Texte einfach gerne. Manchmal hatten sie sogar den Anklang des Feuilletonistischen, denn die Autorin vermochte es, zu reflektieren und dezent zu werten, was ihre Aufsätze und Bücher stets über die reine ereignisgeschichtliche Aufarbeitung der Vergangenheit hob. Geschichte erhielt so eine Bedeutung für die Nachkommen, im besten Sinne.